

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 19

Artikel: Eindrücke vom Flüchtlingslager in der Muba
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-709780>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vermuteten Kampfwagenangriffen nach jeder Richtung entgegengeworfen werden können.

b) Der Geist der Abwehr.

Handelte es sich bei den vorangegangenen Erwägungen vorwiegend um faktische und waffentechnische Faktoren, so darf darüber der ausschlaggebende Faktor des Menschen und Kämpfers selbst nicht vergessen werden. Das Wesen des Panzerabwehrkampfes erfordert Soldaten, Uof. und Of., welche geistig und körperlich beweglich und stark sind. Das oft stunden- oder tagelange Warten auf den Feind, welches bis zu einem gewissen Grade die Kräfte zermüht, die dann beim plötzlichen Auftauchen des Feindes auf höchste angespannt werden, erfordert eine **ungeheure Nervenkraft** und einen **beispiellosen Angriffswillen**. Es ist deshalb ein erstes Erfordernis, daß innerhalb von Panzerabwehrgruppen und -kompagnien eine **unbezwingliche Kameradschaft** und ein **Maximum an Zusammenarbeit** herrscht.

«In einem großen Obstgarten sichert eine Pak das Vorgehen einer Abteilung über eine Höhe. Die Bedienungsmannschaft hat sich vorzüglich eingebaut. Das Geschütz ist nicht zu sehen, die Protze mit der Munition steht gedeckt unter den Obstbäumen. Der Geschützführer hat seine Mannschaft genau eingeteilt. Der Fahrer muß mit Munition tragen. Ein Schütze ist als Panzerwarner vorausgeschickt, damit der tote Winkel übersehen werden kann. Der Panzerwarner ist noch nicht ganz vorn, da gibt er Signal. Aber der Geschützführer hat inzwischen die Lage schon selbst übersehen. Von Süden aus dem Walde, von vorn aus dem Busch, aus der Flanke, von überall rollen die englischen Panzer heran, schwere, mittlere, leichte. Der Geschützführer hat den Kradmelder bei sich. Der Aufklärungsstab liegt kaum 4 km zurück. Der Melder fährt mit einer mündlichen Meldung hinten aus dem großen Garten heraus. Hoffentlich erreicht er sein Ziel. Gegen diese gewaltige Welle ist ein einzelnes Panzergeschütz machtlos.

Aber der Unteroffizier kennt seine Pflicht.

Er läßt Munition heranschaffen, während die Panzer näherrollen. Er schärft dem Richtschützen ein, ja nicht zu früh zu schießen und sauber zu zielen.

Jetzt kniet der Unteroffizier nieder. Ruhig gibt er seine Befehle: «Nicht früher schießen als ich sage! Vorderer Panzer 400, Panzer links vom großen Busch, ausrichten.»

Der Richtschütze murmelt das Hilfszeichen. Der Geschützführer gibt unaufhörlich die Entfernung an: «350, 300», und nun endlich «Feuer frei». Schon fegt das Geschosß heraus. Treffer! Der Panzer jagt faherlos quer durch das Gelände, eine Stichflamme geht hoch. Die Explosion hört man nicht, weil 24 Panzer mit einem Male ein wütendes Feuer in das Gebüsch jagen.

Jetzt steht der beschossene Panzer, auch ein zweiter steht, Treffer in die Kette. Er läuft um seine eigene Achse, noch ein Treffer, Breitschuß, Schluß.

Neuer Panzer! — «200», schreit der Geschützführer. Der Fahrer läßt plötzlich seinen Munitionskasten fallen, den er vom Fahrzeug heranschleppte, und sinkt über ihm zusammen. Im gleichen Augenblick schießt eine Stichflamme aus einem Fahrzeug. Mit Geföse explodiert die Munition und die Kartuschenteile fliegen bis zu den Schützen an der Pak.

Sie merken es nicht, sie laden, richten, feuern... Der Unteroffizier gibt keine Entfernung mehr an, es ist nicht mehr notwendig, eine niedrigere Marke hat das Zielfernrohr nicht. Der Schütze 4 rollt langsam auf den Rücken. In direktem Schuß ist hinter ihm eine 7,5-cm krepieret.

Vier Panzer stehen, sie sind erledigt, aber aus zwanzig schießt es noch, einer schwenkt, einer zeigt die Breitseite, zwei Schuß darauf, sie sitzen wieder, der Panzer rollt weiter.

Da, auf einmal läßt sich das Rohr nicht mehr ausschwenken. Und drüben ist die Hecke. Von dort fegt ein Hagel von Geschossen auf die drei Männer am Geschütz und den Unteroffizier. Der Schütze fällt über die Zieleinrichtung. Da springt der Unteroffizier hinzu. Erst als das Geschütz unbrauchbar ist, kriecht er an der Hecke davon, und hinter ihm die noch zwei übrigen Männer.»

Die Stärke einer Panzerabwehrtruppe liegt darin, **den Feind innerst möglichst kurzer Zeit in raschestem Feuerwechsel**

zu vernichten, ihn unter Ausnutzung der eigenen Beweglichkeit immer wieder neu und von allen Seiten anzuspringen, auch im dichtesten Kugelregen mit dem Abwehrgeschütz an den Feind heranzukommen, die Waffen meisterhaft und mit blinder Selbstverständlichkeit zu handhaben und gleichzeitig eine kaltblütige Treffsicherheit mit diesen Eigenschaften zu vereinen.

«Wir stehen auf der Höhe und beobachten durchs Glas die einzelnen Vorgänge. Zu dumm, daß die andern Teile des Regiments noch nicht da sind! — Rumms! Un erwartet spritzt fünfzig Meter vor den Wagen des Regimentsstabes der Einschlag einer schweren Pak hoch. Wir tauchen in unsere Türme, die Splitter zischen über uns hinweg.

Rumms! Der nächste Einschlag, diesmal noch näher. Das kann nur eine Pak sein, die von links her, aus Genville, auf uns schießt. Der Kommandeur winkt aus seinem Turm heraus und gibt ein Zeichen zu einem Stellungswechsel nach vorn. Wieder ein Einschlag, und noch einer. Wir fahren fünfzig Meter vor, dann zurück und wieder vor, um den nicht erkennbaren feindlichen Pakschützen kein leichtes Ziel zu bieten. Aber dieses hartnäckige Biest folgt uns unermüdlich; dabei können wir nicht mal sein Mündungsfeuer erkennen. Krach! Ein metallischer Schlag! Der Wagen des Regimentskommandeurs hat einen Treffer erhalten! Aber zum Glück ist der Auftreffwinkel so flach, daß das Geschosß nicht durchschlägt.»

Es ist wesentlich, daß der Angehörige einer Panzerabwehrtruppe sich bewußt ist, daß er nicht um seiner selbst Willen da ist; er darf aber stolz sein darauf, der Schutz der andern Waffen zu sein. In die Panzerabwehr können heute so große Erwartungen gesetzt werden, daß schon darin der Stolz des Panzerabwehrosoldaten liegen muß, diese Erwartungen nicht zu enttäuschen. Die Panzerabwehrwaffe, ganz gleich in welcher Form sie auftritt, ist diejenige Waffe, welche der schlachtentscheidenden Waffe des Gegners entgegenzutreten hat. Dies möge richtungweisend sein.

Eindrücke vom Flüchtlingslager in der Muba

Drei Wach- und Kontrollposten müssen passiert werden, bevor der Eintritt in die große Halle gestattet wird, und das alles sieht wenig mehr nach Mustermessebetrieb aus. Der Reporterausweis vom «Schweizer Soldat» allerdings öffnet einem hier alle Pforten und es sei an dieser Stelle dankbar anerkannt, mit welcher Zuverlässigkeit die Militärposten den Vertreter ihrer Soldatenzeitung behandeln.

Man entschließt sich sofort in erster Linie zum Rundgang durch die Galerie, hoch über der großen Halle, man lehnt sich oben über die Brüstung und muß sich erst an das ungewohnte Bild gewöhnen. Denn unten, wo jeweils die großen Ausstellungsmaschinen standen, da tummeln sich Kin-

der, Kinder von jedem Alter und jeder Größe. Ihrem Spiel allerdings haftet eine sonderbare Starre an, irgendwie scheinen sie sich in der Weite der Halle verloren zu fühlen, irgendwie beengt, und es dauert nicht allzu lange, so ergreift einen diese Beengung ganz persönlich, um nicht mehr so schnell zu weichen, selbst dann noch nicht, wenn das Mustermessegebäude längst wieder hinter einem liegt.

Denn hier oben auf der Galerie steht man auf einmal mitten drin im trostlosen Dasein der Flüchtlinge und man faßt es kaum, daß sich das, was man bisher nur aus Beschreibungen kennt, als nackte Wahrheit und Tatsache entpuppt. Ebenso wird man inne, an wieviele kleine Umstände man

noch gar nie gedacht hat, man findet es peinlich, an Lagern vorbeizugehen, wo junge Mädchen und Frauen in Wolldecken eingehüllt am Boden liegen und schlafen, wo Frauen ihre kleinen Kinder pflegen, wo eine Mutter ihr dreiwöchiges Baby stillt, und wo, auf kleinen Raum zusammengedrängt, der kleine Bruder zusehen muß, wie die große Schwester ihre Wäsche wechselt. Wo Vater, Mutter, Söhne und Töchter alle eng beisammen wohnen und schlafen, und dies Familie an Familie, ein ganzes, großes Dorf und alles im selben Raum drin, abgeteilt durch eine simple Bretterwand. Junge Burschen sind da und Buben und sie vertiefen sich begierig in die aufliegenden Zeitungen und Illustrierten. Ein Junge sitzt

am Tisch, mit blassen, eingefallenen Wangen, und spielt mit französischen Jafkarten ein selbsterfundenes Spiel. Treibt das seit Wochen, Tag für Tag, und wenn man ihn fragt, ob er nicht lieber einmal etwas lese, oder ein bißchen an der Sonne spaziere, klagt er über Kopfweh und verliert sich wieder in seine Karten.

Dem Soldaten in der Schweizer Uniform begegnen sie alle mit ausgesuchter Höflichkeit, und wie sie in Erfahrung gebracht haben, daß er von der Zeitung kommt, da erzählen sie ihm bereitwillig von ihrem Los und es scheint, daß sich die meisten er-

das heiße Getränk etwas abzukühlen, fällt mein Blick auf den Anschlag an der Türe zum Kinderzimmer, wo man lesen kann, daß fünfmal im Tag, von morgens sechs Uhr bis abends halb zehn Uhr Schoppenzeit ist und dazwischen die Stunde der Mahlzeit für Breiij und Müesli. Auf dem breiten Bierbüfett des Restaurants sind Militärwolldecken ausgebreitet und darauf liegen Kinder, Kinder, eins neben dem andern, und zwei junge Schwestern bemühen sich, die kleinen Erdenbürger trockenzu-legen. Die Windeln dazu stammen aus den Schränken der Nachbarsfrauen und wohl

da stehen, aus und werde: sehr freundlich empfangen. «Wir sind selber Flüchtlinge», erklären sie, «wir werden Sie aber zur leitenden Schwester führen.»

Wiederum erhalte ich die Erlaubnis, ohne weiteres sämtliche Zimmer zu betreten, und hinter der ersten Türe, die ich öffne, erwartet mich der triumphalste und zugleich traurigste Empfang des heutigen Tages.

Ein kleiner Knirps trippelt mir entgegen, faßt mich an der Hand und sagt vertrauensvoll: «Salü, liebe Soldat.» Er führt mich von einem Bett zum andern, vorbei an siebzehn Kindern, im Alter von sechs Monaten bis zu etwa neun Jahren. Da sind Kindergesichter, die man nicht so leicht wieder vergessen kann: herzige, lächelnde und bleiche, abgezerrte. Die Schwester, eine Angehörige des Luftschutzes, zeigt mir Aermchen und Beinchen eines unterernährten Buben, weiche Knochenstäbchen, mit Haut überzogen und darauf ein großer Kopf mit hervorstechenden Augen, das schaurige Bild von der gemarterten Jugend Europas.

Den Pflegedienst in diesen Zimmern haben FHD und Luftschützerinnen übernommen und sie arbeiten hier fäglich ihre zehn bis zwölf Stunden, kennen und lieben ein jedes der fremden Kinder wie eigene und stellen mir jedes mit dem Namen vor. Die meisten der Kinder stammen aus dem Elsaß und sprechen deutsch, das erleichtert die Verständigung wesentlich.

Zuletzt führt mich die Schwester vor das Bett eines französischen Soldaten, der mit seiner gelbgrünbraunen Uniform auf dem Bett liegt und Bein und Kopf eingebunden hat. Zwei Streifschüsse hat er bekommen und was er erzählt, ist die Leidens- und Heldengeschichte des französischen Maquis. Das schrecklichste, was ihm passieren mußte, behauptet er, ist hier im Bett zu liegen und zu hören, wie draußen die französischen Batterien auf den Isteiner Klotz hämmern. In seinen Augen lodert der Haß und ein niegesehener Todernst. Keinem Worte der Beruhigung oder der Versöhnung ist er zugänglich. «Vous savez», sagt er, «on était en famille. On avait le père, la petite mère, trois frères et deux sœurs. Maintenant, on a perdu tout.»

Dieses Wort verfolgt einen gleich einem bösen Schatten weit hinaus über die Hallen der Mustermesse. Man kehrt zurück in die Stadt Basel und mischt sich unter die Menge des Volkes, die weihnachtlich ausgestellte Schaufenster bewundert, welche im fünften Kriegsjahr nicht minder prunkvoll ausgestattet sind denn früher. Man setzt sich in die geheizten Tramwagen und fährt mit den Kameraden zurück zur Kompagnie.

Immer mit dem einen Wort in den Ohren: «On a perdu tout.» wy.



Das Soldatenpäckli für Weihnachten 1944.

An der diesjährigen Soldatenweihnacht erhielt jeder ein schönes bleibendes Andenken in Form eines silbernen Löffels und als Zugabe eine kleine Taschenlampe.

leichtert fühlen, wenn sie ein williges Ohr finden, dem sie von ihren Erlebnissen berichten können. So zeigen sie mir denn auch, was ihnen von ihrem Eigentum geblieben. In der Ecke steht ein Korb, eine Kiste, ein Bündel, an einer Schnur hängt etwas Wäsche und das ist alles, aber auch wirklich alles, was diesen Menschen verblieben.

«Man hat uns alles genommen», sagen sie in ihrem Elsässer Dialekt, und aus den Stimmen klingen Groll, Leid, Depression und Apathie.

Eine alte Frau schenkt Tee aus und die erste Tasse, die sie schöpft, wird dem Soldaten angeboten. Während ich versuche,

ebenso die Waschkörbe, Stubenwagen und Wiegen, in die diese Geschöpfchen gebettet werden.

Noch zeigt über einem Eingang eine Tafel den Weg zum «Bierschluch» an, man hat früher diesen Durchgang oft und gerne benützt. Jetzt liegt hart vor der Türe eine junge Frau auf der Matratze, dreht sich im Schlaf unruhig hin und her, wirft sich von einer Seite auf die andere und wenn man sich diese junge, blühende Frau anschaut, wird einem erst recht bewußt, was dieser Krieg alles zerstört haben muß.

Ein Eintrittsverbot hängt über dem Eingang zu den Krankenzimmern. Ich weise mich bei drei katholischen Schwestern, die

Wehrsport

Winter-

Armee-meisterschaften 1945

22./25. Februar 1945 in Montana-Crans.

(Wsp.) Das Kommando der Wettkämpfe ist gegenwärtig intensiv mit den Vorarbeiten beschäftigt. Die Heereseinheiten und Truppenkörper bereiten die Durchführung der Ausscheidungen für die Patrouillenläufe, den Winter-Dreikampf für Mannschaften und den Ski-Einzellauf ebenfalls vor. Für

den Winter-Vier- und -Fünfkampf sind beim Büro für Wehrsport schon zahlreiche Anmeldungen eingegangen.

Die Teilnehmerzahlen für die verschiedenen Wettkampfkategorien wurden vom Armeekommando festgelegt. Es werden total 860 Wehrmänner zu den Meisterschaften antreten. Auf die verschiedenen Disziplinen verteilen sich dieselben wie folgt:

Patrouillenlauf schwere Kategorie: 50 Patrouillen à 6 Mann . . . = 300 Mann

Patrouillenlauf leichte Kategorie: 40 Patr. à 6 Mann = 240 Mann

Winter-Dreikampf für Mannschaften: 40 Patr. à 6 Mann = 240 Mann

Winter-Vierkampf . . . = 40 Mann

Winter-Fünfkampf . . . = 40 Mann

Ski-Einzellauf 150 Mann; die Letztern haben auch den Patrouillenlauf schwere Kategorie mitzumachen. Die übrigen Wettkämpfer können nur an einer der oben aufgeführten Disziplinen teilnehmen.